

*Sogenannte »Tannenbäume« über Hamburg –
Aufnahme aus einem britischen Militärflugzeug*

5
GOMORRHA

Operation Gomorrha

WAS IST DAS?

»Operation Gomorrha« war ein militärischer Codename für eine Serie von Luftangriffen der Alliierten auf Hamburg im Jahr 1943. Diese wurde geplant und durchgeführt von der britischen Royal Air Force (RAF) und der US-amerikanischen 8th Air Force (USAAF). Die Bombardierung dauerte vom 24. Juli 1943 bis zum 3. August 1943, also zehn Tage und Nächte. Bis zu dem Zeitpunkt war es der schwerste Luftkrieg der Geschichte.

DER BEGRIFF »GOMORRHA«

Die Geschichte der Stadt Gomorrha steht im 1. Buch Mose in der Bibel. Dort wird die Stadt Gomorrha für den dort herrschenden sündhaften Lebensstil unter einem Regen aus Feuer und Schwefel begraben. Die Angriffe auf Hamburg 1943 sollten als »göttliches Strafgericht« verstanden werden.

ZIEL DER ANGRIFFE

Ziel war die Zerstörung Hamburgs mit seinen Industrie- und Hafenanlagen. Darüber hinaus wurden besonders auch zivile Ziele angegriffen: Die Hamburger Innenstadt sowie große Wohngebiete wurden massiv bombardiert. Auf diese Weise sollte die Kriegsmoral der nationalsozialistischen Deutschen gebrochen und das nationalsozialistische Deutschland zu Fall gebracht werden.

ANGRIFFSTECHNIK

Zuerst wurden Sprengbomben abgeworfen, um die Gas-, Wasser- und Kommunikationsleitungen zu zerstören. Dann folgten Luftminen auf Wohngebiete (sogenannte »Blockbuster«). So wurden mit Luftdruck die Dächer ganzer Wohnblöcke zerstört und abgedeckt. Schließlich folgten ► Phosphor- und Stabbrandbomben, welche die offenen Dachstühle entzündeten und so Großbrände auslösten. Philipp Heyde (Geschichtslehrer) erzählt, dass sein Großvater im 80 Kilometer entfernten Plön nachts vom Feuerschein über Hamburg aufgewacht ist.

Die Angriffe auf Hamburg wurden alle 15 Minuten geflogen, um die Bevölkerung in den Bunkern zu halten. Auch blieb so keine Zeit, die Brände zu löschen, zumal die Wasserleitungen durch die Sprengbomben bereits zu Beginn zerstört worden waren.

ERGEBNIS

Feuerstürme zerstörten die östlichen Stadtteile Barmbek, Uhlenhorst, Winterhude, Hasselbrook, Hamm und Teile des Hamburger Hafens. In der letzten Nacht, vom 2. auf den 3. August 1943, wurden Bomben über Altona und Eimsbüttel abgeworfen, doch ein starker Gewitter-

sturm ließ diese gen Osten abdriften. So fielen sie in bereits zerstörte Stadtteile und richteten wenig Schaden an.

Die mit ca. 34 000 bezifferte Zahl der durch die Feuerstürme Getöteten wird von manchen als zu niedrig eingeschätzt. Todesursachen waren Verbrennungen, Rauchgasvergiftungen, Ersticken, Lungenrisse und Gehirnschwellungen aufgrund der großen Hitze. Manche ertranken auch im Wasserstrahl geborstener Wasserleitungen. Zahlreiche Menschen verloren ihre Wohnung und wurden ins Umland evakuiert, teilweise bis nach Süddeutschland – wie in Mariones Fall.

Der Plan der Demoralisierung scheiterte: Propaganda und Durchhalteparolen des Nazi-Regimes wurden intensiviert.

Viele der Evakuierten kehrten nach wenigen Wochen nach Hamburg zurück und begannen mit dem Wiederaufbau. Ende des Jahres erreichte die Hamburger Rüstungsproduktion wieder 80 Prozent.

Der Hass auf die Alliierten war in der Bevölkerung groß, doch es wuchs auch das Misstrauen gegenüber der NSDAP.

Eilbeker Weg, Hamburg Hasselbrook, nach den Bombenangriffen der Operation Gomorrha

QUELLEN:

www.wikipedia.de

<https://www.ndr.de/geschichte/chronologie/Juli-1943-Feuersturm-vernichtet-Hamburg,feuersturm100.html>

<https://www.sueddeutsche.de/politik/zweiter-weltkrieg-wie-hamburg-aus-der-luft-verbrannt-wurde-1.4067191>

<https://generationen-gespräch.de/hamburg-1943-die-operation-gomorrha/>
(Zugriff jeweils im November 2021)



Himmel über Hamburg in der Nacht der Luftangriffe vom 24. auf den 25. Juli 1943



Nacht vom 27. auf den 28. Juli 1943

739 Bomber der britischen Royal Air Force (RAF) bombardieren die Wohngebiete östlich der Hamburger Innenstadt. Ca. 30 000 Menschen sterben. Die Phosphorbomben lösen Flächenbrände aus, die als »Hamburger Feuersturm« bezeichnet werden.

*27. Juli 1943
Auschwitz*

Die deutsche Polizei beginnt unter Mitwirkung bewaffneter Verbände mit der Aussiedlung der in Auschwitz und Umgebung lebenden Menschen, soweit diese nicht in Arbeit stehen. Frauen und Kinder werden an andere Orte im Generalgouvernement gebracht oder in verschiedene Lager abtransportiert. Alte, Gebrechliche und Behinderte werden am 28. Juli gesondert abgeholt und im KZ Auschwitz in den Gaskammern getötet.

FÜNFTES KAPITEL GOMORRHA

Dienstagnacht war es heiß, keine Brise vertrieb den Rauch, der immer noch von den Feuern aufstieg, die die Angriffe am Sonntag und Montag verursacht hatten. Ich war noch wach, als eine halbe Stunde vor Mitternacht wieder die Sirenen losgingen. Obwohl der Alarm immer so kommen sollte, dass die Bomber noch dreißig Minuten entfernt waren, machte der Lichtschein von »Tannensäulen« sofort klar, dass diese Zeit längst überschritten war. Mutter und ich zogen uns schnell an, als schon die ersten Detonationen in der Nähe zu hören waren. Wir füllten mehrere Gefäße mit Trinkwasser. Dann tränkte Mutter Wolldecken im Wasser der Badewanne, und ich stopfte Wattebäusche in meine Ohren. Als die Flakgeschosse laut dröhnend auf die Flugzeuge zielten, die direkt über uns zu sein schienen, gingen wir wieder ins Bett und legten trotz der Hitze unsere Kissen aufs Gesicht, um es zu schützen und den schrecklichen Lärm zu dämpfen.

Sekunden später wurde das Gebäude von einer Explosion erschüttert. Wände, Decken und Fenster zersprangen und überschütteten uns mit Gips und Glas. Lampen und Bilderrahmen wurden durch den Raum geschleudert. Mit einer zweiten Detonation fegte eine Sturmböe durch die Wohnung, schmetterte die Vordertür auf den Fußboden, ließ Stuck, Fensterbänke und Türrahmen zersplittern und warf Bücherschränke und Tische um. Dann raste eine Flammenwand an unserem Fenster vorbei, und ich hatte das Gefühl, als ob eine dritte Explosion meinen Schädel zum Bersten brächte. Die Druckwelle schleuderte unser Bett durch den Raum, bis es kippte und wir auf dem Boden landeten.

Ich war wie gelähmt. Es verschlug mir den Atem, und ich musste ganz dringend zur Toilette, aber die Angst um Mutter trieb mich hoch. Die Luft war dick vor Gipsstaub und der Fußboden rutschig von Glasscherben. Als ich auf einen zusammengeknüllten

Teppichhaufen urinierte und mich dabei gerade so auf den Beinen halten und meine Unterhose trocken halten konnte, glaubte ich, Mutter zu erkennen, wie sie in einer anderen Ecke das Gleiche tat. Ich versuchte, nach ihr zu rufen, aber wir waren ringsum umgeben von donnernden Bomben und Detonationen. Durch ein großes Loch, das einmal ein Fenster war, sah ich, wie die Balkons des Nachbarhauses mit Flocken weißen Phosphors übersät waren, einige landeten auf Tischen, wo sie glühten und glommen, wie fremdartige Nährchips aus dem Weltraum. Im Schein der Flammen war auf den Balkons jede einzelne Geranie klar zu erkennen. Ich suchte gerade nach meinen Schuhen, als eine Brandbombe unser Dach durchschlug. Ich fand einen Schuh und Mutter den anderen. Unfähig zu sprechen, umarmten wir uns und betasteten uns. Nachdem wir festgestellt hatten, dass nichts gebrochen schien, nahmen wir unsere wassergetränkten Decken und suchten vorsichtig einen Weg durch das dunkle, trümmerübersäte Treppenhaus nach unten zum Hof.

Wir legten die Decken wie große Schals um unsere Köpfe und rannten zu der gewaltigen Eisentür, die zum Luftschutzkeller führte. Mutter nahm die Düse eines Feuerlöschers und schlug damit gegen die Tür, bis sie sich öffnete. Ein Mann mit einem riesigen Stahlhelm steckte seinen Kopf heraus. Es war unser Blockwart, Herr Wiedermann. »Was machen Sie hier?«, fragte er.

Eine ohrenbetäubende Explosion folgte, und er warf die Tür zu. Mutter hämmerte erneut gegen die Tür, und Herrn Wiedermanns Kopf tauchte wieder auf. Wir zwängten uns an ihm vorbei.

»Sie müssen uns bleiben lassen!«, rief Mutter. »Wir sind ausgebombt! Draußen wartet der sichere Tod!«

Einige der Leute, die auf den Liegen im Luftschutzraum gesessen oder gelegen hatten, standen auf und kamen zu uns. Ein zerzauster, walrossbärtiger Mann hielt eine Laterne an Mutters Gesicht.

»Es sind die Juden!«, rief eine Frau. »Die Juden! Die verdammten Juden!«

Die Stimme war weder jung noch alt, und es lag nicht ein Hauch

Nacht vom
27. auf den 28. 07. 1943

von Mitgefühl in ihr. Je öfter die Frau ihre Worte wiederholte, desto mehr schien sich die Überraschung in Entrüstung und Wut zu verwandeln. Explosionen übertönten, was sie noch sagte, und ich hoffte verzweifelt, dass andere mitfühlender wären; obwohl die Explosionen furchterregend waren, waren sie im Bunker doch besser auszuhalten. Doch die nächste Stimme, die sich über den Lärm erhob, war die von Frau Wiedermann. Sie schrie ihren Mann an, dass er uns hinauswerfen müsse, weil er die Verantwortung habe und es seine Pflicht sei, die Regeln einzuhalten, nach denen Juden nicht in den Luftschutzkeller kommen dürften.

»Du wirst zur Verantwortung gezogen werden!«, schrie sie. »Denk an uns! Denk an deine Familie!«

»Denk an uns, Papi!« Das war die Stimme ihrer Tochter Monika, meiner früheren Spielkameradin. Sie hielt ihre Lieblingspuppe fest an sich gedrückt und etwas abgewandt, als ob sie fürchtete, ich könnte sie ihr wegreißen. »Denk an uns!«

Der Mann mit der Laterne erhob seine Stimme, sein Atem roch extrem nach Schnaps: »Hören Sie auf Ihre Familie! Werfen Sie die Juden raus!«

»Sie werden in zwei Tagen deportiert«, sagte Herr Wiedermann. »Ich habe selbst den ► Deportationsbefehl gesehen.«

»Ein Grund mehr, sie rauszuschmeißen«, sagte der Walross-Mann.

Herr Wiedermann wandte sich uns zu und sagte, dass wir gehen sollten, aber Mutter unterbrach ihn und flehte ihn und die anderen an, wenigstens mir zu erlauben hierzubleiben – eine Idee, die mich entsetzte, aber einige Fürsprecher zu finden schien. Zu meiner Erleichterung wurden die Weichherzigen von lauterer Stimmen niedergeschrien.

»Die ► bolschewistischen Juden stecken dahinter!«, brüllte eine raue Stimme. »Sie haben uns verkauft. Sie haben den Engländern gesagt, wo sie bomben müssen.«

Ich fand die Idee hochinteressant, aber Mutter sagte, das sei lächerlich. »Mein Mann ist bei der Luftwaffe«, rief sie. »Er ist jetzt

auf dem Weg hierher. Sie werden Rede und Antwort stehen müssen, wenn Sie uns hier rauswerfen!«

In der Folge wurden die anderen noch wütender und bestanden darauf, dass man uns sofort hinauswarf. Frau Wiedermann versetzte ihrem Mann einen Schubs, und er stieß die Tür auf. Anstatt jedoch hinauszugehen, trat Mutter tiefer in den Schutzkeller hinein.

»Sie werden Rede und Antwort stehen müssen!«, rief sie, und es wurde leise im Raum. Sie sagte nichts mehr, aber stand einige Sekunden still und sah ihnen ins Gesicht, ihre Augen glänzten im Licht der Laterne. Sie wirkte verletzt und zornig, aber frei von Angst, beinahe triumphierend. Demgegenüber sprach aus vielen Gesichtern im Dämmerlicht immer mehr Furcht, offenbar spürten sie, dass sie sich selbst verdammt hatten, indem sie sich geweigert hatten, ihren Schutzraum mit uns zu teilen. Als eine weitere Explosion das Gebäude erschütterte, beugte sich Mutter mit einem ruhigen, beschützenden Blick zu mir und rückte die Decke zurecht, die ich um meinen Kopf geschlungen hatte. Herr Wiedermann packte Mutter am Arm, aber sie machte sich frei. Dann nahm sie mich an der Hand und ging auf die Straße, während die Tür hinter uns zuschlug.

Eine trügerische Dämmerung erleuchtete den Himmel im Südosten, ließ Mutters Wangen erröten und tauchte die Hauswände auf unserer Straßenseite in ein flackerndes Rot. Durch die zerbombten Fensteröffnungen konnten wir sehen, wie orangefarbene und gelbe Flammen auf Klavieren tanzten, aus Bücherschränken Scheiterhaufen machten und Bettgestelle umzüngelten. Ein heißer Windstoß raste die Hasselbrookstraße hinunter, krümmte Baumstämme, riss Zweige und Blätter ab und zerrte an unseren Decken. Die ► Flak war noch im Einsatz, und Scheinwerfer suchten den Himmel ab, aber das Bombardement schien etwas nachgelassen zu haben. Auf der Straße sprudelte eine Wasserfontäne meterhoch. Alles wirkte sehr unreal. Wir gingen durch den Torbogen zurück in unseren Hof und sahen, wie nicht weit von unserer Wohnung rote Flammentulpen entlang der Dachlinie sprossen.

Auf der Straße waren Feuerwehrleute. Das war ermutigend, weil sie normalerweise nicht aus ihren Schutzräumen kamen, solange ein Angriff im Gange war. Die Feuerwehrmänner hatten einen Schlauch ausgerollt, aber er war ganz flach. Zwar war nach den Angriffen von Sonntag und Montag der Druck auf den Wasserleitungen teilweise wiederhergestellt worden, doch durch die Angriffe dieser Nacht waren Hauptleitungen beschädigt worden, was zu solchen Fontänen führte, wie wir sie gerade gesehen hatten.

Einige Feuerwehrleute waren auf der anderen Straßenseite dabei, mit Brechstangen die Eisentür zu einem Schutzkeller aufzubrechen, während ein anderer Feuerwehrmann oben auf einer langen Leiter stand und ein Loch in das Dach des Nachbargebäudes schlug. Obwohl wir Angst hatten, uns zu nähern, konnte ich doch hören, wie ein Feuerwehrmann einem anderen zuschrie, dass Rauch aus dem Nachbargebäude durch einen Fluchttunnel in den Schutzraum eingedrungen sei. Ich dachte, wie furchtbar es sein müsste, in dem Luftschutzkeller zu ersticken, und war einen Moment lang froh darüber, auf der Straße zu sein. Aber gerade als es den Feuerwehrleuten gelungen war, die Tür zu öffnen und Leute herauszuholen, kündigte das schreckliche Heulen fallender Bomben, gefolgt von donnernenden Explosionen, eine neue Welle von ▶ Lancaster- und Halifax-Maschinen an. Meine Trommelfelle schienen zu bersten, als plötzlich – viel zu nahe bei uns – eine Bombe einschlug und die Hauswand neben dem Luftschutzraum zum Einsturz brachte. Wir mussten zusehen, wie der Feuerwehrmann, der das Loch ins Dach geschlagen hatte, mit seiner Leiter in die Flammen fiel, und stöhnten entsetzt auf. In schneller Folge fielen weitere Bomben. Die meisten Feuerwehrleute kümmerten sich nicht weiter um die Opfer aus dem Luftschutzkeller und rannten zu ihrem eigenen Bunker. Zwei, die nicht schnell genug gerannt waren, wurden von einem ▶ Schrapnell oder fliegenden Trümmern niedergedrückt. Einer fiel mit dem Gesicht auf ein Rauchopfer, der andere saß auf dem Bürgersteig und fasste schreiend nach seiner Leiste. Zwei Feuerwehrleute kehrten zurück, um ihren Kameraden aufzuheben und in Richtung Bunker zu tragen. Viele der

Nacht vom
27. auf den 28. 07. 1943

Opfer aus dem Schutzraum waren auf dem Grasstreifen am Straßenrand liegen geblieben, wo man sie abgelegt hatte, aber andere wankten, hustend und geblendet, umher und suchten Halt an Bäumen oder Laternenpfählen. Wir lagen im Rinnstein und beobachteten, wie zwei oder drei aus dem Schutzraum hinter den Feuerwehrleuten herantaten. Nach einer weiteren nahen Explosion sprangen wir auf und eilten ihnen nach in der Hoffnung, dass die Feuerwehrleute uns in ihren ▶ Bunker hineinlassen würden. Wir rannten zwischen hohen Flammenwänden durch eine enge Gasse, bis wir zu einer großen Geschäftsstraße kamen. Der Bunker der Feuerwehrleute war auf der anderen Straßenseite, knapp fünfzig Meter entfernt, aber der Wind, der die Chaussee hinunterfegte, war voller Glut und so stark, dass ich mich kaum aufrecht halten konnte. Ich verlor den Halt und wäre in die Flammen gestürzt, wenn Mutter nicht meine Hand gehalten und mich zu sich gerissen hätte. Gerade als wir uns an der Hausecke duckten, explodierte eine weitere Bombe zwischen dem Feuerwehrbunker und uns und schleuderte ihre Splitter in die Mauer, hinter der wir kauerten.

Nachdem wir wieder zu Atem gekommen waren, liefen wir erneut los. Verzweifelt versuchten wir, den Flammen und Explosionen rund um uns herum zu entkommen. Wir hatten vor, eine Straße, die scheinbar von den Bombern verschont worden war, hinunterzulaufen und uns in eine Toreinfahrt oder einen Hauseingang zu kauern. Aber schon schossen direkt vor uns neue Flammen auf und rasten zügelnd die Straße entlang, als ob sie sich, wie in einem Spiegelsaal, ins Unendliche fortsetzen wollten. Wir flohen vor der unerträglichen Hitze und versuchten, der Hauptflugstrecke der Bomber zu entkommen. Aber oft war der Weg blockiert durch Bombenkrater, Haufen von schwelenden Ziegelsteinen oder brennendem Holz, die auf die Straße gestürzt waren. Manchmal versuchten wir, über die Trümmer hinüberzuklettern, aber meist mussten wir aufgeben und umdrehen. Der brüllend heiße Wind raste durch alle Gassen, aber in den größeren Straßen, die zur Alster führten, war es am schlimmsten. Heiße Luft und Gase schossen mit unglaublicher Wucht durch die Straßen

Nacht vom
27. auf den 28. 07. 1943

und rissen alles, was nicht fest verankert war, mit sich auf den großen lodernden Scheiterhaufen, der eine Stunde zuvor noch Hamm und Hammerbrook gewesen war.

Wir fanden kurzzeitig Schutz in einem Kellereingang, aber auch der stand schnell in Flammen. Es war offensichtlich, dass wir nicht bleiben konnten, wo wir waren, denn Gebäudeteile waren bereits auf den Bürgersteig gefallen. Trotz des anhaltenden Sturmgebrülls und der gelegentlichen Explosionen konnte ich mitunter das Knacken und Krachen hören, das vom Feuer verursacht wurde. Ich wusste nicht, wie wir es würden vermeiden können, von dem einstürzenden Gebäude zerschmettert zu werden, wenn wir blieben, oder den Flammen zum Opfer zu fallen, wenn wir auf die Straße gingen. Ich sah in Mutters Gesicht, dass auch sie sich nicht entscheiden konnte, was schlimmer war: zu bleiben oder zu gehen. Als jedoch eine Pause im Bombardement einsetzte, wickelte sie mich wortlos in meine Decke ein, wie eine Mumie. Ich konnte kaum atmen und hustete erbärmlich, als sie mich hochzog und uns beide zusätzlich mit ihrer Decke umhüllte. Dann nahm sie mich auf den Arm und bewegte sich langsam in Richtung Straße. Sie hielt sich eng an den Hausmauern und nutzte jeden Moment, in dem der Wind kurz nachließ, und so gelang es ihr schließlich, uns beide in eine etwas geschütztere Seitenstraße zu bringen.

Wir waren beide erschöpft – humpelnd, voller Blasen und aus Ohren und Nase blutend –, als wir in eine Senke stolperten, an deren Grund etwas Wasser stand. Der Krater befand sich wohl im kleinen Vorgarten von etwas, das eben noch ein hübsches Backsteinhaus mit Erkern und Türmchen gewesen war und jetzt nur noch als rauchender Trümmerhaufen existierte. Mutter tauchte sorgfältig ihre Decke ins Wasser und legte sie nass über uns. Die furchtbaren Explosionen hatten nachgelassen, obwohl Hunderte Brandbomben in unserer Nähe gefallen waren, einige davon in den Schutt, kaum ein Dutzend Meter von uns entfernt. Ein Kanister mit ► Flüssigphosphor hatte ein Bürogebäude in Sichtweite getroffen. Als sich der Phosphor brennend durch die Stockwerke fraß, sah es so aus, als ob jemand

die Lichter anmachte, während er Etage für Etage hinabstieg. Bevor der Phosphor das Erdgeschoss erreichte, leckten bereits die Flammen über die darüberliegenden Stockwerke.

Dann kam eine Frau mit einem Kind auf dem Arm die Straße hinuntergelaufen, auf dem gleichen Weg, den wir genommen hatten. Ein älterer Junge, der die khakifarbene Hose und das Hemd der ► Hitler-Jugend trug, folgte ihr. Ich dachte, sie kämen wohl aus einem zerstörten Schutzkeller, vielleicht aus jenem, den Mutter zuerst angesteuert hatte, nachdem wir unser Wohnhaus verlassen hatten. Die Frau schien ungefähr in Mutters Alter zu sein. Ihr Kleid und ihre geflochtenen Zöpfe sahen aus, als ob sie gebrannt hätten, und sie war unterhalb der Taille fast nackt. Trotz seines kräftigen Körperbaus und seiner Wanderschuhe schien der Junge Probleme zu haben, sich auf den Beinen zu halten. Ich dachte, seine Schwierigkeiten kämen von dem heißen Wind, der die Chaussee vor uns hinunterheulte, und rechnete schon damit, dass er im Laufen dorthin gezogen würde. Aber nachdem er uns in einer Art Galopplauf passiert hatte, verlangsamte er seine Schritte bis hin zu einer grotesken Karikatur des Laufens. Wie in Zeitlupe bewegte er erst einen bleiernen Fuß und Sekunden später den zweiten, die Arme seitwärts ausgestreckt, um das Gleichgewicht zu halten. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass er und die Frau versuchten, durch den geschmolzenen Asphalt zu waten. Die Frau rutschte ein paarmal aus, es gelang ihr aber, sich wiederaufzurichten. Dann fiel sie langsam mit dem Kopf zuerst auf die Straße und drehte sich im letzten Moment, sodass sie auf dem Rücken landete, mit dem Baby auf der Brust. Der Junge versuchte, sie zu erreichen, aber er rutschte aus und fiel hin, kam wieder hoch, rutschte wieder aus und fiel wieder hin – und das immer und immer wieder. Trotz des infernalischen Lärms glaubte ich, ihre Schreie zu hören, und duckte mich tief in den Krater, die Augen zugekniffen und die Hände auf meine Ohren gepresst.

Mutter kroch an den Rand des Kraters, und einen Moment lang fürchtete ich, dass sie lossprinten wollte, um zu versuchen, das Baby zu retten. Aber der heiße Wind brannte ihr ins Gesicht und zwang

Nacht vom
27. auf den 28. 07. 1943



Elisabeth Faundes-Gerds: Frau mit Baby im flüssigen Asphalt, Illustration entstanden im Kunstunterricht

sie zurückzukrabbeln. Wir lagen in der Senke unter der Decke, und es wurde heißer und heißer, weil Winde mit Sturmstärke die Flammen immer wieder anfachten. Das Bild von der Frau und dem Hitler-Jungen, die sich im sengenden Asphalt wanden, blieb in dieser schwülheißen Dunkelheit lebendig, bis ich bemerkte, dass ich nach Luft schnappte wie ein Fisch an Land. Egal, wie tief ich einatmete, ich bekam nicht genug Luft in meine Lungen. Als ich kurz vorm Erstickten war und im schwarzen Wasser zu versinken drohte, zog ich die Decke weg und streckte meinen Kopf heraus. Brennende Holz-scheite und Trümmerteile – einige Bretter waren

meterlang – segelten durch die Luft und mit ihnen Abermillionen von Funken, die so schnell wirbelten, dass sie wie dünne Lichtstrahlen aussahen. Ohne nachzudenken, öffnete ich meinen Mund weit und versuchte, so viel Luft wie möglich einzusaugen, bis mir ein höllischer Schmerz, wie von tausend Nadelstichen, klarmachte, dass dies ein großer Fehler gewesen war. Ich rutschte zurück, erschreckter denn je. Als ich meine Augen schloss, fühlte ich mich, als ob wir zwischen Eisenbahnschienen liegen würden, während ein

endloser Zug über uns hinwegraste und die Funken, die von den eisernen Rädern stoben, uns ins Gesicht stachen.

Ich war eine Weile ohnmächtig, und als ich aufwachte, spürte ich, dass das Atmen immer noch wehtat, aber die Explosionen hatten aufgehört, und der Wind, obwohl immer noch heiß wie kochender Wasserdampf, war nicht mehr so stark. Die Hitze war gewaltig, und gewaltig war auch unser Durst. Wir konnten nicht länger in der Senke bleiben, ohne der Versuchung nachzugeben, von dem stinkenden Wasser am Grund zu trinken. Als wir aus dem Krater auftauchten, schienen wir uns in einem Wintersturm zu befinden, weiße Flocken aus Asche zogen mit dem Wind. Sie sahen so kühl aus, dass ich meine Zunge ausstreckte, um sie zu schmecken, aber es war noch so viel Feuerhitze in ihnen, dass sie schmerzhaft brannten. Mutter wickelte uns in ihre Decke, und wir versuchten, so zu gehen, dass uns die heiße Asche nicht direkt ins Gesicht getrieben wurde.

Wir waren noch nicht sehr weit gekommen, als wir die ersten Leichen entdeckten. Bevor wir unser Kraterversteck verlassen hatten, hatte Mutter vorsichtig nachgesehen, ob die Frau mit ihrem Baby und der Hitler-Junge tot waren, aber sie schirmte mich von dem Anblick ab. Obwohl wir vorher nur wenige Menschen auf der Straße gesehen hatten, schienen sie nun, nach dem Angriff, überall gewesen zu sein. Einige, offensichtlich Opfer von explodierenden Bomben, waren fürchterlich zugerichtet oder ihrer Glieder beraubt. Feuer und Hitze hatten viele weitere getötet. Die meisten lagen mit dem Gesicht nach unten. Die Flammen hatten sie ihrer Haare und Kleidung beraubt, ihre Körper waren versengt und aufgebläht, ihre Haut aufgesprungen, und gebrochene Lenden ragten ein Stück in die Luft. Obwohl unverkennbar menschlich, sahen sie wie übergroße verkohlte Fleischstücke aus. Aufgrund des Geruchs von verbranntem Fleisch drehte sich uns der Magen um, und wir wollten weinen, aber wir hatten zu wenig Flüssigkeit in uns, um Tränen zu produzieren oder uns zu übergeben. Stattdessen klammerte ich mich an Mutter und grub mein Gesicht in ihr Kleid.

Halb wahnsinnig vor Durst, lenkten wir unsere Schritte zum

Eilbekkanal. Obwohl wir nicht mehr als sechs oder sieben Blocks davon entfernt gewesen sein konnten, brauchten wir nochmals eine Stunde bis zu einer Unterführung, die sich in der Nähe des Kuhmühlenteichs befand. Hunderte von Menschen waren im Wasser, die meisten nahe am gegenüberliegenden Ufer, wo das Wasser flach war, wegen des fehlenden Regens viel flacher als gewöhnlich. Noch mehr Menschen lagen an den Ufern, viele von ihnen offensichtlich tot. Einige von ihnen hatten Gesichter, die so rot und geschwollen waren wie chinesische Laternen: Während ihre Körper unter Wasser lagen, waren ihre Köpfe gekocht worden. Erbarmungswürdiges Stöhnen, Wimmern und Schmerzensschreie erhoben sich über dem Kanal. Die Schreie von Kindern hingen in der Luft wie Papierdrachen. Ab und zu schnellte am Ufer jemand hoch, begann zu kreischen und sprang mit einem Satz ins Wasser.

Normalerweise waren die Hamburger äußerst gelassen. Mitunter brummt sie Flüche oder äußerten Beleidigungen, aber normalerweise pressten sie die Lippen zusammen und ertrugen grimmig jedes Übel. An diesem Morgen gaben sie ihrer Pein jedoch eine Stimme.

Als ich auf die Stimmen lauschte, die aus dem Wasser herüberdrangen, wurde mir klar, dass viele ► Phosphorverbrennungen erlitten hatten. Genauso, wie er sich durch die Stockwerke eines Hauses fraß, durchdrang der Phosphor auch lebendes Fleisch und Knochen. Nach den grotesken Verrenkungen und Gesichtsausdrücken der Toten zu urteilen, waren sie nach einem langen Todeskampf gestorben. Diejenigen, die noch im Kanal waren, hatten festgestellt, dass der Phosphor untergetaucht seine Wirkung verlor, aber wenn sie das Wasser verließen, begann er wieder genauso wild zu brennen wie zuvor.

Als eine neue Serie von Luftalarm den Hamburgern signalisierte, dass weitere Bomber innerhalb von dreißig Minuten über der Stadt auftauchen würden, begannen die Leidenden spontan zu jammern und zu fluchen, ließen dann jedoch schnell davon ab, als wenn diese Anstrengung zu viel Kraft kosten würde. Einige

Nacht vom
27. auf den 28. 07. 1943

Leute machten sich auf in Richtung der Kirche St. Gertrud – ob sie es taten, um zu beten oder um im Keller Schutz zu suchen, konnte ich nicht sagen. Die meisten blieben, wie wir, am Kanal. Beim zweiten Alarm, der die Ankunft der Bomber innerhalb von fünfzehn Minuten ankündigte, schlug Mutter unsere Decke auf und tauchte sie wieder ins Kanalwasser. Wir saßen noch mit den Füßen im Wasser, als der letzte Alarm meldete, dass die Bomber über uns waren. Diese unerwartet schnelle Ankunft gab uns Hoffnung. Wenn die Bomber sich so viel schneller als erwartet näherten, waren das vermutlich eher die kleineren britischen Mosquitos als die Lancasters oder die amerikanischen »Fliegenden Festungen«, die alles zertrümmerten, was noch aufrecht stand. Wir lagen wohl zwei Stunden lang am Ufer und hörten, wie immer mal wieder ein Mosquito-Bomber durch den Himmel jagte, um noch ein paar Bomben in die Rauchschwaden zu werfen.

Noch lange vor der Entwarnung bekamen Mutter und ich Magenkrämpfe und begannen das Kanalwasser zu erbrechen, das wir zuvor getrunken hatten. Auf dem Weg zur St.-Gertrud-Kirche, wo wir frisches Wasser zu bekommen hofften, stolperte ich über den ausgestreckten Arm einer Frau, die anscheinend tot im Gras lag. Aber sie war nicht tot. Sie setzte sich plötzlich auf und rief aus: »Oh Gott! Oh lieber Gott!«

Ich war furchtbar erschrocken und sagte, dass es mir leidtue, und entschuldigte mich dafür, sie verletzt zu haben.

Sie antwortete, dass ich sie nicht verletzt hätte, und bat mich, ihr beim Aufstehen zu helfen. Sie fragte auch, ob es noch dunkel sei.

Ich half ihr auf und sagte, dass es kurz nach Mittag sei, aber so dunkel von den Rauchschwaden, dass ich sie leider nicht gesehen hätte.

Die Frau schien ein paar Jahre jünger zu sein als Mutter und etwas fülliger, mit einer Figur, die Männer oft reizvoll nennen. Ihr Kleid war knitterig, feucht und schmutzig, wahrscheinlich, weil sie im Kanal gewesen war, und lange Strähnen blonden Haares fielen ihr ins Gesicht, das rot und voller Blasen war. Sie hielt ihre

Nacht vom 29. auf den 30. Juli 1943

Nach einer Nacht Pause fliegt die Royal Air Force erneut mit 736 Bombern massive Luftangriffe. Die Bomben treffen diesmal die Stadtteile Uhlenhorst, Winterhude und Barmbek. 10000 Menschen sterben.

Augen geschlossen und streckte ihre Hände aus, um das Gleichgewicht zu halten. Ein goldenes Kreuz lag knapp unterhalb ihres Halsansatzes, und eine rot-weiße Anstecknadel mit einem schwarzen Hakenkreuz in der Mitte war an ihrem Kleid über dem Herzen angebracht.

»Lassen Sie mich Ihnen helfen«, sagte Mutter und griff die Frau beim Ellbogen, um sie zu stützen.

Die Frau dankte ihr und sagte, dass sie nicht gut sehen könne und ihre Augen verletzt worden seien, als sie, um der Hitze zu entgehen, im Kanal gewesen war. Mutter bot ihr an, sie zur St.-Gertrud-Kirche zu bringen, die nur ungefähr fünfzig Meter entfernt lag, und meinte, irgendetwas könne ihr dort bestimmt helfen.

Aber eine streng wirkende Frau in der Kirche bestand darauf, dass die Verletzte unbedingt sofort zur Frauenklinik Finkenau ein paar Blocks weiter, in Barmbek, gehen müsse. Mutter bot ihr an, sie zu führen, sofern sie sich in der Lage fühlte, durch die trümmerübersäten Straßen zu laufen.

Die Frau sagte, dass sie in Barmbek wohne und dass sie wohl zur Klinik würde laufen können, wenn sie denn Schuhe hätte, ihre habe sie im Kanal verloren. Die herrschsüchtige Frau fand Schuhe – ich war sicher, dass sie sie einer toten Frau weggenommen hatte – und stopfte sie mit ein paar Lumpen aus, um sie passend zu machen. Dann zogen wir los, Mutter nahm die eine Hand der Frau, die sagte, dass sie Maria heiße, und ich nahm die andere.

Hunderte von benommenen und verletzten Frauen und Kindern, viele von ihnen ebenfalls Brandopfer, husteten und schluchzten in den Rauchschwaden, die über der kleinen Barmbeker Frauenklinik lagen. Wir konnten Maria nicht hineinbringen und fanden niemanden, der sie uns abnahm. Alle waren erschöpft oder von Schmerzen geplagt oder beides. Wir warteten mit Maria in der zunehmenden Dunkelheit und versuchten, etwas Kraft zu gewinnen und uns darüber klar zu werden, was wir als Nächstes tun sollten. Eine Frau mit Rotkreuz-Binde, die zwischen den Verletzten umherging, hielt schließlich bei uns an und fragte, was mit Maria

los sei, die nichts sehen konnte und sich fürchterlich fühlte, sobald sie versuchte, die Augen zu öffnen. Die Rotkreuz-Frau versprach Maria, dass es ihr bald besser gehen würde, aber dass die Klinik jetzt nichts für sie tun könne. Sie sagte Maria, sie solle sich ausruhen, ihre Augen sauber halten und möglichst zu einer anderen Klinik gehen oder morgen oder übermorgen wieder hierher zurückkommen. Wir brachten sie nach Hause und ins Bett. Sie wohnte in einer Kellerwohnung, die glücklicherweise kühler und weniger rauchig als die Welt draußen war, und sie musste uns nicht lange bitten, über Nacht zu bleiben. Als die Luftschuttsirenen erneut zu heulen begannen, legten wir uns hin, sie in ihr Bett und Mutter und ich auf ihre Couch; wir waren zu müde und zerschlagen, um irgendetwas anderes zu unternehmen.

Am nächsten Morgen ging Mutter nach draußen, um irgendwo Wasser aufzutreiben, während ich für uns alle etwas zu essen vorbereitete. Mutter trug eins von Marias Kleidern und hatte, auf Marias Drängen, deren Lebensmittelkarte und etwas Geld mitgenommen. Ich hatte Angst um sie, aber ungefähr eine Stunde später kam sie wieder, mit Wasser in Flaschen und guten Nachrichten, die sie von einem freundlichen Feuerwächter am Kaufhaus Karstadt erhalten hatte. Er hatte ihr erzählt, dass der Feuersturm unser Stadtviertel und zahlreiche andere zerstört habe, aber kurz vor der Straße Brandsende zum Stillstand gekommen sei. Wie andere ältere Wächter auch, war er stolz auf Hamburgs Geschichte, und daher hatte es ihn so gefreut, als Mutter ihn nach Brandsende gefragt hatte, dass er ihr etwas Wasser aus der Notreserve verkaufte, die für die beiden großen Luftschuttkeller des Kaufhauses vorgesehen war. Anderswo wäre kein Wasser in Flaschen zu bekommen gewesen.

Mutter berichtete auch, dass Marias Viertel Barmbek noch relativ unbeschädigt sei, dass aber Tausende von Menschen aus allen Stadtteilen in den Straßen unterwegs seien, um aus Hamburg herauszukommen. Das Gerücht ging um, dass die Briten die ganze Stadt dem Erdboden gleichmachen wollten. Maria sagte, sie habe Gerüchte gehört, wonach es in einigen der zahlreichen Lager in und

August 1943

Ab August wurden etwa 930 Häftlinge der II. SS-Baubrigade Hammerbrook, einer Außenstelle des KZs Neuengamme, für das Entrümmern, die Bergung der Leichen, das Entschärfen von Bomben-Blindgängern, den Bau von Behelfswohnungen und den Wiederaufbau von Industrieanlagen eingesetzt. Sie arbeiteten ohne Schutzkleidung wie Helm, Handschuh oder Mundschutz. Etwa 2000 bis 3400 von ihnen starben bei dieser Tätigkeit.

*Quelle:
<https://www.kz-gedenkstaette-neuengamme.de/geschichte/kz-aussenlager/aussenlagerliste/hamburg-hammerbrook-ii-ss-baubrigade/>
(Zugriff: 25.02.2021)*

nahe der Stadt Aufstände von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen gäbe. Mutter sagte, sie habe nichts von solchen Entwicklungen gehört; soweit sie wisse, würden die Gefangenen weiter bei den Rettungsarbeiten helfen.

Es gab an diesem Tag und zu Beginn der Nacht noch mehrfach Fliegeralarm, und die Menschen flohen weiterhin aus der Stadt. Als kurz vor Mitternacht zum siebten Mal die Sirenen heulten, überlegten Mutter und Maria kurz, ob sie versuchen sollten, in einen Schutzraum zu gehen. Wir blieben jedoch, weil die Kellerwohnung genauso sicher war wie manche Luftschutzkeller und viel komfortabler und angenehmer. Es gab allerdings keine Elektrizität und damit auch keine Bestätigung aus dem Radio, dass die Briten in großer Zahl erneut im Anflug wären. Kurz nach Beginn des Angriffs bemerkten wir, dass Barmbek ihr Ziel war. Mutter und ich krabbelten zu Maria ins Bett, die zitterte und sich noch stärker an Mutter klammerte als ich. Abgesehen von der Tatsache, dass ich mich den Bomben nicht ganz so ausgesetzt fühlte und wir nicht gezwungen waren, auf der Straße zu bleiben, war es eine Wiederholung des vergangenen Schreckens. Eine Explosion brachte das Dach und die oberen Geschosse unseres kleinen Gebäudes zum Einsturz, sodass der Vorder- und der Hintereingang des Kellers von Schutt versperrt wurde. Es roch stark nach verschüttetem Kerosin, und von Zeit zu Zeit krachten Deckenbalken und Ziegelsteine herunter. Wir hatten Angst, uns zu bewegen, und konnten kaum atmen, aber wir nahmen uns zusammen, rollten uns aus dem Bett und versteckten uns darunter.

Vielleicht, weil es nötig war zu reden, um nicht verrückt zu werden, gestand Mutter Maria, dass diese ihr Elend mit Juden teilte.

»Das hättet ihr mir erzählen sollen!«, sagte Maria nach einer Pause. »Ich wünschte, ihr hättet es mir erzählt!«

Mit unterdrücktem Schluchzen begann sie zu erklären, dass sie einen verheirateten Mann liebe, der Jude sei. Sie hatten in Berlin in derselben Bank gearbeitet und sich auch weiterhin getroffen, nachdem er gefeuert worden war und ihre Familie und Freunde sie

geächtet hatten. Vor Kriegsausbruch hatten sie die Affäre beendet, und er war mit Frau und Kind nach England geflüchtet. Als sie das letzte Mal zusammen gewesen waren, hatte sie ihm versprochen müssen, nach Hamburg zu ziehen und in die Partei einzutreten, um sich vom Makel der Affäre zu befreien und sich des Schutzes zu versichern, den sie als allein lebende Frau ohne Familie brauchte.

Mutter meinte zu Maria, dass sie Verständnis dafür habe, wenn Menschen sich manchmal verstellen mussten. Sie erzählte, dass ihr Mann vollkommen gegen den Krieg sei, aber zur Luftwaffe gegangen sei, damit sie und ihre Töchter würden überleben können.

Stunden später zogen uns drei erschöpfte Männer in gestreifter Gefangenenkleidung aus den Trümmern. Bevor Maria weggeführt wurde, um medizinische Hilfe zu bekommen, bemerkte ich, dass sie in aller Stille ihre Hakenkreuznadel fallen gelassen hatte.

Wohin konnten wir gehen? Man sagte uns, zum Brandsende ginge es nicht, weil Soldaten die Straßen in Rathausnähe abgesperrt hätten. Ein Rettungsarbeiter empfahl uns, zum Stadtpark zu gehen. Dort wären wir wenigstens vor den Feuern sicher und könnten versuchen, einen Transport aus der Stadt heraus zu erwischen. Auf dem Weg dorthin sahen wir, dass das Gebäude des Karstadt-Kaufhauses über seinen zwei Luftschutzkellern zusammengebrochen war. Die Menschen, die aus dem Keller, der für Angestellte des Kaufhauses und städtische Bedienstete reserviert war, ausgegraben wurden, waren zwar benommen, aber unverletzt. Dagegen hatten die Helfer schon Hunderte toter Frauen und Kinder aus dem anderen Keller geholt, und auch als wir dort vorbeikamen, zogen sie immer noch mehr Leichen heraus. Aus Erleichterung darüber, dass wir nicht im Todeskeller gewesen waren, drückte Mutter meine Hand ganz fest.

Bei unserer Ankunft im Stadtpark trafen wir auf Tausende verzweifelter Flüchtlinge. Viele sahen sehr zornig aus, andere blickten leichenblass um sich, offenbar nicht in der Lage, ihr Gepäck aufzunehmen, während einige wenige so närrisch grinsten, dass ich dachte, sie hätten ihren Verstand verloren. Polizisten und andere Stadtbedienstete luden Menschen in alle Arten von Fahrzeugen und

August 1943

Etwa 900 000 Menschen müssen die Stadt verlassen. Wer nicht in der Rüstungsproduktion benötigt wird, wird evakuiert. Von den Sammelplätzen an der Moorweide und am Stadtpark fahren die Menschen mit LKWs, Bussen und Pferdefuhrwerken zu den Bahnhöfen Altona und Bergedorf und von dort in das Hamburger Umland oder in die »Aufnahmgau« in Bayern und Ostdeutschland. Dorthin wurden auch bis zum Kriegsende ganze Schulklassen mit ihren Lehrkräften im Rahmen der »Kinderlandverschickung« verlegt.

https://de.wikipedia.org/wiki/Operation_Gomorrha#Evakuierung_und_Fluchtrouten (Zugriff: 25.02.2021)

Nacht vom 02. auf den 03. August 1943

Luftangriffe auf Stadtteile im Hamburger Westen durch 740 RAF-Bomber. Gewitter lässt die Bomben abtreiben in die bereits zerstörten Viertel östlich der Alster, weshalb die Todeszahlen verhältnismäßig gering sind. Erneute Großbrände

schickten sie weg, ohne sich besonders darum zu kümmern, wer wohin fuhr. Babykarren und anderes Zubehör wurden stehen gelassen, wo man sie abgestellt hatte, zurückgelassene Haustiere jagten einander durch den Park.

Ich glaubte nicht, dass Mutter sich entschieden hatte, die Stadt zu verlassen, aber als ein Polizist uns zur Rückseite eines Lastwagens mit Plane trieb, weigerte sie sich nicht. Der Lastwagenfahrer verlangte etwas Geld, und auf ihre Frage, wohin er führe, antwortete er mit nur einem Wort: »Süden!« Und so verließen wir die Stadt. Da es hieß, britische Kampfflugzeuge hätten Flüchtlingskolonnen im Tiefflug beschossen, blieben wir am nächsten Tag abseits der Straße in einem Obstgarten unter Bäumen mit unreifen Äpfeln, an denen wir uns bedienten. Ich hatte Schmerzen beim Schlucken, fand den säuerlichen Geschmack jedoch himmlisch. Mutter und ich nahmen so viele Äpfel mit, wie wir tragen konnten, und hatten immer noch welche, als wir an einem Morgen gegen zwei Uhr in dem bayerischen Ort Hof abgeladen wurden. Im Halbschlaf nahm ich wahr, wie entschieden wurde, dass wir in einem Raum über einer Gaststätte neben einem Forellenbach würden schlafen können.

Ich kann mich nicht mehr an vieles aus den dann folgenden Tagen erinnern, außer an die Schmerzen beim Essen und Atmen. Als ich mich erholte, begann ich mich darüber zu freuen, dass wir die Bombenangriffe überlebt hatten und vor der Deportation bewahrt worden waren. Obwohl es ungeheuer schrecklich gewesen war, waren wir heil und anscheinend sicher daraus hervorgegangen, zumindest für's Erste. Tag für Tag gewann ich meine Kräfte zurück und auch eine innere Freude darüber, dass meine Mutter meine Retterin gewesen war, meine schöne Heldin. Sie hatte die Gestapo ausgetrickst und war den Nazis im Luftschutzkeller und der Polizei energisch entgegengetreten. Sie hatte meine Hand gehalten und mich im Bombenhagel durch die Straßen geführt; sie hatte nie aufgegeben.

FRAGEN UND ANTWORTEN



Wissen Sie, wie tief der Bombenkrater war?

I was a lot smaller then, but I think now it must have been at least a meter and possibly even deeper.

Wie sind Sie mit dem Gefühl umgegangen, als Sie wussten, dass alles um Sie herum kaputt sein würde?

Fear and the need to be cautious were constantly present and of course became extreme at times of imminent danger, such as during the firebombing of HH. Anger was also chronic. The knowledge that my mother loved me and that both parents would do whatever they could for me made it possible to endure incredible stress.

Hatten Sie in den Gomorrha-Nächten auch Angst? Im Text ist die gar nicht zu spüren. I didn't write much about fear in Chapter V, but about events or actions that would inspire fear. But for a larger understanding of the experience, I wish to tell you

that from about the time of Kristallnacht and the terrible beating and injury to my father, Angst or Furcht, fear of bad things that might happen to me or my family, was almost constant. Such fear was shared to some extent at times by non-Jews, as during the one hundred air raids on Hamburg before Gomorrha, and fear was greatly intensified at times, as when beloved relatives were deported to killing sites. Fear became Schrecken when my mother attempted suicide. And it became superschrecklich when we were bombed out and forced into the streets during »the greatest man-made firestorm the world has ever seen.« This was horror beyond imagination, chaos that overwhelmed the ability to think, incredible noise and flames and heat and images of death and dying that still haunt my dreams today. The damage to my lungs still affects my breathing.*

Many times the horror was intensified by the suffering of others, such as the blinded lady, the fireman who fell into the

* Reichspogromnacht am 9. November 1938



Marione Ingram zu Besuch in Hamburg, Jüdischer Friedhof Harburg, Mai 2019

flames, and the mother, infant and boy trapped in melted asphalt. Inside the crater, I had the horrible fear that we would experience the same fate. For years after the war I experience ► PTSD based on Gomorrha. When I tried to write about it to discourage more wars, my mind wouldn't let me until, finally, I experienced almost total recall lying in my lover's arms in New York in the 1950's.

Was hat Ihnen geholfen, wieder so lebensfroh zu sein?

Luck – the good luck to find and cherish love. Love not only for and from others, but also for people, especially children, whom I don't know but know are out there. I wish the same good fortune for all of you.

SPRACHANALYSE

.....

1. In dem Kapitel »Gomorrha« verwendet Marione Ingram eine Vielzahl von Ausdrücken und Beschreibungen, die sich auf Sinneswahrnehmungen beziehen.

a) Sammle diese in einer Tabelle geordnet nach den fünf Sinnen.

SINNES- WAHRNEHMUNG	ZITAT
Hören	Seite 92 Mitte: »[...] laut dröhnend [...]«, »[...] schrecklichen Lärm [...]«
Sehen	Seite 93 Mitte: »Im Schein der Flammen [...]«
Riechen	...
Spüren	Seite 92 unten: »Die Luft war dick [...]«
Schmecken	...

b) Erläutere die Wirkung dieser Wortwahl.

.....

2. Vergleiche den Satzbau in den ersten drei Absätzen des Kapitels. Achte besonders auf die ersten Sätze des zweiten Absatzes. Erläutere die Wirkung, die die Autorin mit dem jeweiligen Sprachstil bei dir erzeugt.

.....

SPRACHANALYSE

3. Auch in diesem Kapitel verwendet Marione Ingram starke Sprachbilder in Form von Metaphern, Vergleichen und Personifikationen.

a) Sammle weitere Beispiele.

b) Untersuche diese auf Bezugsfeld und Wirkung.

SPRACHBILD	ZITAT	BEZUGSFELD	WIRKUNG
Vergleich Seite 93 oben	»[...] sah ich [...] Flocken weißen Phosphors [...] einige landeten auf Tischen, wo sie glühten wie fremdartige Nährchips aus dem Weltraum.«	Nahrung Sciencefiction	irritierend, widersprüchlich, etwas, was Zerstörung bringt, wird mit etwas Nährendem verglichen
Personifikation Seite 95 unten	»[...] konnten wir sehen, wie orangefarbene und gelbe Flammen auf Klavieren tanzten.«	Vergnügen, Festlichkeit,- feiern	widersprüchlich, das zerstörende Feuer wird mit Vergnügen und Feiern verbunden
Metapher Seite 95 unten	»[...] wie nicht weit von unserer Wohnung rote Flammentulpen entlang der Dachlinie sprossen.«	Blumen, Gärtnerei, Blumenbeet, Frühling	...
...

ERZÄHLTECHNIK

1. Erinnerst du dich an die unterschiedlich alten Mariones, die du im ersten Kapitel kennengelernt hast? Untersuche, welche der beiden an welchen Stellen im Kapitel Gomorrha zu Wort kommt.

2. Zwischen Absatz zwei und drei und in Absatz vier und fünf wechselt die Form der Darbietung.

FORMEN DER DARBIETUNG



Erzählbericht
Erzähler*in behält das Wort, berichtet, beschreibt



Figurenrede
direkte oder indirekte Rede

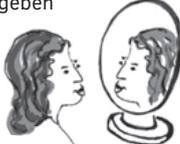
Innensichten



Erlebte Rede
Gedanken und Gefühle in der 3. Person aus der Innensicht einer Figur wiedergegeben



stream of consciousness
unwillkürlicher Gedankenfluss einer Figur



Innerer Monolog
stilles Selbstgespräch im Kopf des erzählenden Ichs

a) Erläutere anhand der Übersicht über die Formen der Darbietung die erzähltechnischen Mittel, die Marione Ingram auf diesen Seiten einsetzt.

b) Untersuche die Wirkung, die sie mit der jeweiligen Wahl der Form der Darbietung erzeugt.

AUF MARIONES SPUREN

Die 9T2 erkundet Hasselbrookstraße, Eilbekkanal und Kuhmühlenteich

DIE EXKURSION

An einem regnerischen Tag im August 2021 sind wir nach Hasselbrook gefahren. Dort ist Marione Ingram aufgewachsen und musste als Jüdin Diskriminierungen erleben. Geplant war eigentlich eine Tour durch Hasselbrook gemeinsam mit ihr und ihrem Mann Daniel, doch wir wollten die beiden bei dem Wetter nicht mit einem langen Spaziergang draußen belasten. So ist unsere Gruppe ohne sie an die Orte der Kapitel 1 bis 5 des Buches gewandert.

In der Hasselbrookstraße konnten wir an der heutigen Architektur erkennen, dass viele der ursprünglichen Häuser durch die Angriffe der Operation Gomorrha zerstört worden waren. Heute stehen dort dreistöckige Mehrfamilienhäuser in der für die

1950/60er Jahre typischen Riegelbauweise. Nur an der Ecke zur Straße Landwehr ist noch eines der viergeschossigen Jugendstilhäuser mit den »steinernen Gesichtern« an der Fassade erhalten, die Marione in Kapitel 1 (S. 17) beschreibt. Gegenüber befindet sich heute ein Spielplatz. Ob genau hier auch der Spielplatz war, an dem Marione in Kapitel 1 schaukelt, lässt sich nicht sagen. Wir schwangen uns dennoch stellvertretend für Marione auf die Schaukeln. Ein Schild »Für Juden verboten« gibt es heute zum Glück nicht; dafür aber eine Spaßbremse in Form unserer mahnenden Lehrerin (»Ihr werdet doch ganz nass!«). In Gedanken an Marionens Rebellion gegen das Verbotsschild zeigten wir ihr – unter den Coronamasken – die Zunge.

EILBEKKANAL UND KUHMÜHLENTEICH

Weiter ging es zum Eilbekkanal. Hier stehen zum Teil noch die alten zweigeschossigen Stadthäuser mit kleinen Vorgärten. Vermutlich war hier irgendwo der Bombenkrater, in dem sich Marione mit ihrer Mutter eine Weile verkrochen hatte. Der Kanal mündet in den Kuhmühlenteich. Dort steht eine Kirche. Es könnte die Kirche sein, in der den beiden in der Bombennacht Schutz verwehrt wurde. Am Ufer des Kuhmühlenteichs fanden sie auch die vom Licht der Explosionen geblendete Maria. Das Krankenhausgebäude, wo Maria abgewiesen wurde, steht etwas weiter oben am Kanal. Es ist heute Teil der Kunsthochschule.

ZU BESUCH BEI MARIONE UND DANIEL BEIM APARTMENT

Bevor wir an der Langen Reihe am Krankenhaus St. Georg wieder in den Bus stiegen, besuchten wir Marione und Daniel noch in dem Apartmenthaus, in dem sie für die Dauer ihres Hamburg-Besuchs wohnten. Die beiden hatten sich eine Unterkunft in dem Stadtteil gewünscht, den Marione noch aus ihrer Kindheit kennt. Leicht durchnässt mussten wir kurz warten, da Marione aufgrund ihres Kindheitstraumas Angst vor dunklen, engen Räumen hat und deswegen keinen Fahrstuhl mehr benutzt. So kam sie aus dem 7. Stock die Treppen herunter. Unten konnten wir uns eine Weile mit ihr unterhalten. Uns drängte die Frage, ob bei ihren Besuchen in Hamburg

Während der Operation Gomorrha wurden auch Phosphor-Bomben abgeworfen. Menschen, die mit Phosphor in Berührung gekommen waren, fingen an zu brennen. Um das Feuer zu ersticken, sprangen sie hier ins Wasser.

finstere Erinnerungen hochkämen. Doch sie sah sehr glücklich aus und sprach von den vielen schönen Erlebnissen und neuen Freundschaften, die sie in den letzten Jahren mit Hamburg verbindet. Eigentlich wollte sie mit uns bis zu der Straße Brandsendelaufen – Nahe der Europa-Passage in der Hamburger Innenstadt – und uns zeigen, wo Inge damals gewohnt hatte. Doch es regnete noch immer so sehr, dass wir diese Spurensuche aufgaben.

Mit einem Gruppenfoto verabschiedeten wir uns und wünschten ihr und Daniel eine gute Heimreise.

NACHTRAG

Solltest du das nächste Mal in der Mönckebergstraße sein, achte vor dem Eingang in die Europa-Passage doch mal auf das Pflaster. Dort erinnert nämlich ein Stolperstein an Marionens Großtante Emma Müller, geborene Singer.

